

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Drittes Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Drittes Kapitel.

Während des Jahres 1375 war der Kaiser Karl fast beständig in Tangermünde. Die Nähe des Hofhaltes gab reichen Stoff zu Gesprächen für Alt und Jung, und auf unsere Knaben machten die Erzählungen von seiner Macht und Größe und der sich immer mehr entwickelnden Pracht seines Schloßbaues einen mächtigen Eindruck. Beide Knaben spielten fast kein anderes Spiel als Kaiser, welche Rolle sich namentlich Dietrich, als der Älteste, nicht nehmen ließ, während Hans König von Böhmen war. So kindisch diese Spiele waren, so riefen sie doch Ideen von Macht und Größe hervor, welche in der Kinderseele Wurzel schlugen und üppig fortwuchsen.

Dem Kaiser lag vor allem daran, die Mark genau kennen zu lernen. Er gab deshalb den Auftrag, ein Verzeichniß aller Ortschaften anzufertigen und bei jedem Orte zu bemerken, wie viel Hufen dazu gehörten, welche ritterfrei oder abgabepflichtig seien, wie viel ungebaut lägen, wie viel jede Hufe an Pacht, Zins, Zehend oder Bede und an wen gäbe, wie lange sie jeder besitze, was für Kossäten wären, und wie viel die gäben, was für Mühlen, Krüge, Schäfereien &c. und was und an wen sie entrichteten, wem die Gerichte gehörten u. s. f. Diese wichtige Arbeit wurde in diesem Jahre angefangen, und während der nächsten Jahre fortgeführt, doch scheint sie nicht ganz beendigt zu sein. Wir besitzen sie noch, und ist sie unter dem Namen des „Landbuchs der Mark Brandenburg“ bekannt.³⁾

Der große Wunsch des Kaisers, Tangermünde zu einer bedeutenden Handelsstadt zu machen, und den Handel bis zum Meere hin möglichst zu sichern, machte es ihm wünschenswert, mit Lübeck, als dem Haupte des mächtigen Hansebundes, deshalb in unmittelbare Verbindung zu treten und die nötigen Verabredungen zu treffen. Er entschloß sich darum zu einer Reise dahin, und zwar in Begleitung seiner Familie. Die Nachricht davon verbreitete sich rasch ringsum, und weil bis dahin nur einmal ein Kaiser (Friedrich I.) nach Lübeck, seit jener Zeit aber nie wieder gekommen war, so sah man großen Festlichkeiten in der reichen

Stadt mit Zuversicht entgegen. Auch wurden viele Fürsten und Herren dazu eingeladen, namentlich auch die Herzöge von Mecklenburg.

Eine solche Gelegenheit, etwas Schönes zu sehen, beschloß Ritter Cuno v. Duitzow ebenfalls zu benutzen, da er ohnehin nicht füglich in der Begleitung der Herren v. Putliz fehlen konnte und anderweitig nichts zu thun war. Aber er nahm sich vor, seinen ältesten Knaben mitzunehmen, um dessen Anschauungskreis zu erweitern. Er ritt gut genug, um ihm eine solche Reise anzumuthen. Wie sehr verwünschte der jüngste seine große Jugend, wie gern hätte er sich um ein halbes Dutzend Jahre älter gemacht, wäre nur ein Mittel zu finden gewesen.

Mit dem 18. Oktober war der ersehnte Tag gekommen, wo sich der Zug in Bewegung setzte. Die Mutter hatte Dietrich zweien Knappen auf die Seele gebunden, und diese nahmen ihn in ihre Mitte. Seine kindliche Fröhlichkeit und seine klugen Bemerkungen über alle Vorkommnisse machten dem ganzen Zuge Freude. Man ging von Duitzhövel nach Kleekke, wo der Oheim Johann wohnte, der, bereits reisefertig, sich dem Zuge nach kurzem Verweilen anschloß. Schon am Nachmittage hatte man Stadt und Schloß Putliz erreicht, wo der Zug gastfreundlich empfangen wurde, um hier zu übernachten.

Dietrich fand hier seinen jungen Freund Caspar, der ebenfalls ersehen war, die Reise mitzumachen. Es gab viel zu erzählen, und die Herzen schlugen voll freudiger Hoffnung. Obgleich Dietrich schon öfter hier gewesen war, so hatte ihn doch nie so sehr verlangt, den hohen Burgturm zu besteigen, als eben heute, und sein Wunsch fand bei Caspar bereitwilligen Eingang. Es war ein runder dicker Turm, dessen mittel unter sehr dunkle Treppe die Knaben hinauf eilten. Auf der Zinne angelangt, welche eine Fahne mit dem freiherrlich Putlitzschen Wappen trug, dehnte sich vor ihnen eine weite Landschaft aus, in deren Ferne ihr Blick sehnsüchtig hinausschweifte. Sie hatten sich die Richtung von Lübeck bezeichnen lassen und mühten sich, es am Horizonte aufzufinden, denn es war ihnen schwer, die Welt für so groß zu halten, daß man eine Stadt mit so hohen Türmen von einem so hohen Standpunkte aus nicht einmal sehen sollte. Als alles nichts half, begnügte man sich mit dem, was sich den Blicken darbot. Unter ihnen lagen die beiden herrschaftlichen Wohnhäuser der schon unter Albrecht dem Bären erbauten Burg, an deren einem sich der runde Turm, ihr Standort, erhob, umgeben von den niedrigeren Gebäuden der Dienerschaft und der Ställe, und umgürtet mit Mauer, Wällen und Gräben*). Unmittelbar daran schlossen sich die beiden Straßen des Städtleins in gerader Linie, umgeben von einer Mauer aus Feldsteinen; Wall und Graben fehlte auch hier nicht. Rings-

*) Bekmann, Beschreib. d. Mark. II. V. B. II. K. VIII. S. 319.

um erhoben sich aus Feldern und Wäldern die Strohdächer der Dörfer und ihre Kirchtürme, im Süden, dort wo das Silberband der Stepenitz sich hinzog, anderthalb Meilen von hier entfernt, lag in grauem Dufte das Putlitzische Schloß Wolfshagen, welches Dietrich bereits auf der Herreise berührt hatte. Dort also jenseits des Horizonts, den ein Kiefernwald blau begrenzte, hatte er sein väterliches Schloß zu suchen, und ein wehmütiger Blick mit einem Gedanken an seine Mutter, seinen Bruder und die Schwester flog in die Ferne.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange; indessen war dies kein Schauspiel, das unsere Knaben eben gefesselt hätte. Sie hatten sie so oft untergehen sehen und nie gefunden, daß daran mehr zu sehen sei, als daß sie endlich verschwände. Deshalb warteten sie die Sache nicht ab, sondern stiegen hinab, ohne sich darum weiter zu kümmern. Der Tag war bald geendigt, denn in jener Zeit legte man sich zeitig zu Bett.

Am andern Tage früh begab sich ein stattlicher Zug auf die Reise, denn Achim und Buffo Gans v. Putlitz sowie Kaspar und das dazu gehörige Gefolge vermehrten ihn. Die Menge wehrhafter Leute gewährte dem Zuge um so größere Sicherheit, und von herumziehenden Begelegerern hatte er nichts zu fürchten.

Man zog über Parchim nach Schwerin, das man abends erreichte. Des andern Tages rastete man, da Herzog Albrecht noch nicht reisefertig war. Am folgenden Morgen wurde früh aufgebrochen, indem sich unsere Ritter in das Gefolge des Herzogs begaben, und abends spät kam der Zug in Lübeck an. Es war der Tag der elftausend Jungfrauen, das Fest der heiligen Ursula (21. Oktober), und theils dieserhalb, theils der großen Zahl von Fremden wegen, gewährte die Stadt einen überaus belebten Anblick. Wohin man sah, strömten Menschen durcheinander, und wurden mancherlei Anstalten getroffen, denn morgen sollte der Kaiser kommen. In der Herberge war der Raum beengt, und man mußte sich sehr einrichten und beschränken.

Der folgende Tag erschien, und fand alles in der lebendigsten Thätigkeit. Gegen Mittag sollte der Kaiser eintreffen, und man rüstete sich, ihn feierlich einzuholen. Unsere Ritter warfen sich zu Pferde, und ließen sich bald hier bald dorthin von dem Menschengewühle treiben, bis sie endlich wieder zur Herberge zurückkehren mußten, um sich dem Herzoge von Mecklenburg anzuschließen, welcher dem Kaiser entgegen reiten wollte.

Pferde und Reiter waren stattlich geschmückt und im erlesensten Glanze. Kaum vermochte der Zug sich durch das Gedränge hindurch zu winden, die Straßen waren dicht voll Menschen gedrückt, alle Fenster, Giebel und Erker besetzt, und selbst die Dächer von Schaulustigen bedeckt.

Man war endlich zum Thore hinaus im Freien, aber auch hier fehlte ein frohes Gewimmel nicht, so weit das Auge den Weg verfolgen konnte. Eine gute halbe Stunde vor der Stadt erreichte unser Zug den Kaiser mit seinem Gefolge, und nach ehrfurchtsvoller Begrüßung und einigen gewechselten Worten schloß er sich dem Zuge des Kaisers an.

Der Kaiser näherte sich der Stadt. Sämtliche Glocken begannen ihr Geläute und verkündigten seine Ankunft. Vor der Kapelle St. Gertrudis, welche außerhalb der Stadt vor dem Burgthore lag, empfingen ihn und seine Gemahlin die Ratsherren von Lübeck und der zur Kapelle gehörige Geistliche. Der Kaiser trat mit seiner Gemahlin in das Gebäude, und nach einem kurzen Gebete legten beide hier den kaiserlichen Ornat (die kaiserliche Bede) an. Beim Heraustreten aus der Kapelle kam aus dem Burgthore daher gezogen die Prozession der Pfaffen, Mönche und geistlichen Bruderschaften männlichen und weiblichen Geschlechts unter Vortragung des Heiligtums, welches als Begrüßung der hohen Herrschaft dargereicht, und vom Kaiser und der Kaiserin andächtig geküßt wurde. Die Prozession mit ihren Kirchenfahnen und Lichtern kehrte hierauf um, dem Zuge voranzuschreiten; der Kaiser bestieg ein prächtig geschmücktes Roß, welches von zwei Bürgermeistern geführt wurde, und vier Junker trugen die Stangen eines Baldachins. Ein eben so prächtig geschmücktes Roß bestieg die Kaiserin, welches zwei Ratsmänner führten. Auch ihres Baldachins Stangen wurden von vier Junkern getragen. Vor dem Kaiser ritt ein Ratmann der Stadt und trug vor sich auf einem Kissen die Stadtschlüssel. Hinter dem Kaiser ritt der Herzog Albert von Lüneburg mit seinen Wappenpanieren. Darauf folgte vor der Kaiserin der Kurfürst und Erzbischof von Köln mit dem goldenen Reichsapfel. Als der Zug durch das erste Thor der Stadt kam, standen zwischen diesem und dem zweiten Thore die Frauen der Stadt festlich geschmückt und begrüßten den Kaiser. Hier wurde der ganze Zug gehörig geordnet. Im Innern der Stadt standen die Gilden und Gewerke mit ihren Insignien aufgereiht, deren FahnenSchwenker sich tüchtig abmühten. Nach der Kaiserin folgten: der König Wenzlav von Böhmen und Kurfürst von Brandenburg, der Markgraf von Mähren, der Herzog von Lothringen, der Herzog von Mecklenburg, der Markgraf von Meissen, der Graf von Holstein, sämtlich mit großem Gefolge von Bannerherren, Rittern und Knappen. Die Prozession zog sich durch die Stadt bis zum Dom, von dessen beiden Thürmen die kaiserlichen Fahnen wehten, in welchen eingetreten, und wo mit allem Gepränge der Kirche das *Ecce advenit Deus judicium tuum* angestimmt wurde. Nachdem dies beendigt war, bewegte sich der Zug durch die Beckergrube längs der Königsstraße in St. Johannisstraße hinein, wo der Kaiser bei St. Johann in dem Orthause, dem Junker Darzow zugehörig, seine Herberge

nahm. Er wurde hier mit Trompeten und Pauken empfangen. Nach ihm suchten die übrigen Herrschaften ihre Herberge und statteten sodann dem Kaiser und sich unter einander ihre Besuche ab. Abends und nachts brannten in allen Häusern die Lichter an den Fenstern, und, sagt eine alte Nachricht, was so licht in der Nacht als in dem Tage*).

Ritter Cuno war mit seinem Sohne des großen Gedränges wegen zu Fuß ausgegangen, um die Beleuchtung der Stadt sich anzusehen. Nur ein Diener sollte sie begleiten, da vorauszusehen war, daß eine größere Zahl nichts helfen würde, indem es nicht möglich war, beisammen zu bleiben. Kaum konnte man sich durch die Menschenmenge hindurch bewegen, denn eine unermessliche Menge Landvolk aus der Umgegend hatte sich an den Zug des Kaisers angeschlossen, und wogte jetzt die Straßen auf und ab. Am stärksten war das Gedränge in der Nähe von des Kaisers Wohnung. Hier beim Jungfrauenkloster wurde Ritter Cuno von einem Menschenstrome gefaßt und in die Fleischhauerstraße gedrängt. Wohl bemerkte er, daß Dietrich ihm zu folgen suchte. Dennoch kamen beide auseinander, und bald hatte er den Knaben verloren. Am Schlachthause fand er zwar seinen Diener wieder, aber nicht den Sohn. Beide fingen nun auf dem Rückwege an zu suchen, doch war alle Mühe vergeblich, und ungerne mußte man sich entschließen, nach der Herberge zu wandern, wo er vielleicht unterdessen angelangt war.

Allein auch hier war er nicht zu finden, und obgleich die Hoffnung blieb, daß er, vielleicht in der fremden Stadt verirrt, doch noch kommen werde, so sandte Ritter Cuno dennoch sofort die wenigen Leute, deren er habhaft werden konnte, aus, um den Knaben zu suchen, während er ihn in der Herberge erwarten wollte. Sie blieben lange fort. Die Mitternacht war vorüber, und allmählich leerten sich die Straßen; er aber kam nicht, eben so wenig die ausgesandten Diener. Auch die nach und nach vom Schauen heimkehrenden wurden wieder ausgesandt. Die Nacht war endlich durchwacht, doch Dietrich nicht gefunden.

Ritter Cuno war ein eisenfester Mann, dem selten bange wurde; dennoch konnte er diesmal seiner Angst kaum Herr werden, und er blieb unentschlossen, was zu thun sei. Wem er den Vorfall erzählte, der machte ein bedenkliches Gesicht; er konnte in dem Gedränge sein Leben verloren haben, er konnte vielleicht geraubt sein, denn Kinderraub kam bisweilen vor, und er befand sich vielleicht auf irgend einem schon abgefahrenen Schiffe. Endlich entschloß sich Cuno, unter Trommelschlag in der Stadt eine Beschreibung des Knaben verlesen und eine ansehnliche Belohnung dem versprechen zu lassen, der ihn wieder herbei bringen, oder Nachricht geben könne, wo er geblieben.

*) Detmars Chronik. II. I. S. 300. 301. Wendische Chronik bei Grotuff II. I. S. 447.

Der Tag verging, ohne ein Ergebnis zu liefern. Mit Angst und Hoffnung sah Cuno jeden Fremden an, der der Herberge nahte, weil er von ihm schlimme oder gute Botschaft hoffen konnte. Aber keiner hatte ihm etwas zu sagen.

Als der Ritter zu Tische saß, trat einer von den Knechten des Herbergswirtes herein und überreichte ihm einen beschriebenen Streifen Pergament. Auf Befragen erklärte er, daß er ihn von einem ihm nicht bekannten Weibe so eben erhalten habe mit dem Ersuchen, ihn dem Ritter Cuno von Duitow zu übergeben. Er habe dies übernommen, und das Weib habe sich sodann entfernt. Ritter Cuno starrte den Zettel an, und es schoß ihm durch die Seele, daß er wohl mit seines Sohnes Schicksal in Verbindung stehen könne. Aber seine Ungeduld vermochte nicht zu enträtseln, was der Zettel ihm sagte. Zum erstenmal erwünschte er mit Ingrimme, nicht lesen zu können. Schon wollte er sich aufmachen, einen Geistlichen aufzusuchen, da erfuhr er auf Befragen, daß im Hause ein junger Mensch, ein Verwandter des Herbergswirtes anwesend sei, der sich dem geistlichen Stande widme und in diesen Tagen, wo die Kerbhölzer bei dem großen Verkehre nicht ausreichten, dem Wirte mit seiner Kunst beistehe. Man schaffte ihn schnell herbei. Nach einiger Mühe ergab sich der Inhalt des sehr schlecht geschriebenen Zettels in folgender Weise:

Ritter Cuno von Duitow. Du sollst wissen, wenn du dein lieben Sohn willst wieder haben, sollt du heut Abend beim Angelus hinter dem Herrgottsbilde vor dem Mühlen-Thore hinlegen 100 Schock böhmische Groschen ohne allen Fehl, und nicht lassen aufsehen, ob Einer kommt. Solches unser Wille, ohne alle Einrede.

Daß er sich in den Händen von Räubern befand, war hiernach unzweifelhaft. An Banden dieser Art fehlte es zu jener Zeit keinem Lande, und es war bekannt, daß sich in der Umgegend von Lübeck mehrere umhertrieben. Überlassen wir es dem Vater, seine Anstalten zu treffen, und sehen, wie es dem Sohne ergangen.

Als er vor dem Jungfrauenkloster von seinem Vater getrennt wurde und ihn aus den Augen verlor, setzte er die eingeschlagene Richtung fort in der Hoffnung ihn wieder zu finden. Er kam bald in eine Gegend, wo das Gedränge nachließ, weil die Beleuchtung schwach war. Nach längerem Umherlaufen überzeugte er sich, auf diese Art seinen Vater nicht finden zu können, und fragte deshalb einen Mann in der Tracht eines Schiffers, welchen Weg er einzuschlagen habe, um nach der Herberge zum schwarzen Ochsen zu gelangen.

Der Schiffer antwortete nicht gleich, sondern betrachtete den Knaben von oben bis unten und sprach dann: bis dahin ist's weit, und schwer zu finden. Könnt ihr mir den Weg bezahlen, so will ich euch geleiten.

Der Knabe versicherte, sein Vater werde das gern thun. Der Schiffer fragte, wer sein Vater sei, und der Knabe erzählte redselig, was er darauf zu sagen hatte.

Unterdessen hatte sich ein zweiter, dem ersten ähnlich gekleideter Mann zu jenem gesellt, und hörte stillschweigend zu. Aus dem Händedruck ergab sich jedoch, daß sie Bekannte seien, und zuletzt erbot sich der zweite mitzugehen.

Unter der Äußerung, eine Gasse einzuschlagen, welche weit näher und schneller zum Ziele führte als die gedrängt vollen und beleuchteten Straßen, wandte man sich von diesen ab und befand sich unmittelbar darauf in einer ganz finstern menschenleeren Gegend. Der Knabe sah vor sich ein Wasser, und wollte eben den Vorschlag machen, diesen Weg nicht zu wählen, als er sich zur Seite in einen Winkel eines Baumes hineingedrängt fühlte. Im nächsten Augenblick war er niedergeworfen, und der Mund ihm mit einem Tuche fest zugebunden. Sein Sträuben half ihm nichts, da jeder der beiden Kerle ihm an Kräften weit überlegen war. Anfangs band man ihm Hände und Füße. Darauf besprachen sich die beiden mit einander, doch vermochte er nur einzelne Worte zu verstehen. Endlich löste man die ihn fast erstickende Binde um den Mund, bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er einen Laut von sich gäbe und befestigte ihm einen Knebel im Munde, hierauf nahm man ihm die Bande seiner Beine ab und stellte ihn auf die Füße. Der eine Kerl hockte sich vor ihm hin, steckte seinen Kopf durch die dem Knaben vorn zugebundenen Hände, packte seine Schenkel, und erhob sich, ihn Huckepack tragend. Der andere befestigte an jedem Fuße des Knaben einen Strick, und band ihn vor dem Leibe des Trägers zu. Darauf bedeckte er dem Träger den Kopf mit einer Mütze, und dieser setzte sich in Gang, während der andere zurückblieb. Fast alles war so rasch vor sich gegangen, daß der schon ohnehin ermüdete Knabe beinahe betäubt war.

Nur schwach waren die Gegenstände am Wege zu erkennen. Es war eine Art von Damm, auf welchen der Kerl einlenkte. Zu beiden Seiten war Wasser. Einige Landleute gingen desselben Weges zum Thore hinaus, doch fiel es nicht auf, einen Knaben auf diese Weise tragen zu sehen, seine Bande verbarg die Dunkelheit. Kaum war der Kerl jedoch zum Thore hinaus, so schlug er einen Fußpfad ein. Aus dem immer leiser verhallenden Getöse der Stadt nahm Dietrich an, daß man sich von ihr entferne. Zu beiden Seiten des Pfades, aber in bedeutender Entfernung, hörte er die Stimmen der aus der Stadt zurückkehrenden Landleute, und manches jauchzende Halloh schnitt ihm in die Seele, wenn er sich daneben die Unruhe seines Vaters dachte. Nach links hin glaubte er Wasser rauschen zu hören. Mehrmals strengte er sich an, zu rufen; allein er fand bald, daß dies unmöglich sei, und sein

Träger, der etwas der Art bemerkt hatte, drohte, ihn bei einem neuen Versuche, zu ermorden. Nicht einmal den Wunsch, seine Hände loser zu binden, die ihn heftig zu schmerzen anfangen, konnte er äußern.

Die Menschenstimmen verklangen in immer größerer Ferne, man befand sich wieder auf einer Landstraße auf flachem Felde, doch bald wurde abermals seitwärts auf einen Fußpfad eingelenkt. Sein Träger lief übrigens einen guten Schritt und schien seine Last nicht besonders zu fühlen.

Der Fußpfad führte endlich in ein Kieferngbüsch, hoch genug, um ringsum alles zu verdecken. Nach einer Weile kam man in einen Wald hoher Kiefern. Daß der Weg nach Süden ging, hatte Dietrich am Siebengestirn bemerkt, doch blieb es auch hier im Walde nur ein Fußsteig, ja mitunter wollte es Dietrich bedünken, als sei gar kein Weg vorhanden.

Gute zwei Stunden waren vergangen, Dietrich eine Ewigkeit, da schlug ein Hund ein paarmal kurz und hell an. Vor ihnen lag ein einzelnes Haus, vorn mit einem hohen Zaun umgeben, übrigens völlig finster. Der Träger stand vor der fest verschlossenen Thüre des Zaunes.

Man hörte von innen die Thüre des Hauses sich öffnen und Schritte nahen. Eine weibliche Stimme rief: Wer ist da?

Donnerhans, war die Antwort. Die Thüre wurde aufgeschlossen, und sie traten ein. Über den Vorhof kamen sie in das Haus und von da in ein Zimmer, das schwach durch ein halb erloschenes Kaminfeuer beleuchtet wurde. Niemand war darin als das Mädchen, welches so eben geöffnet hatte.

Was ist denn das? rief sie. Einen Menschen? Wie kommst du dazu, einen Menschen zu bringen. He?

Donnerhans gab keine Antwort. „Binde mal dem Jungen den Strick von den Beinen“, sprach er. Es geschah, er hockte sich nieder, und zog den Kopf durch Dietrichs Arme. Dieser stand wieder auf seinen Beinen.

Das Mädchen. Den Menschen hast du gestohlen. Weißt du nicht, daß der Vater keinen Menschenraub will? das ist gegen die Verabredung. Wie kommst du dazu?

Donnerhans. Uf. (Er wischt sich den Schweiß von der Stirne.) Donnerwetter! Heißt das gelaufen!

Das Mädchen. Du mußt den jungen Menschen wieder laufen lassen. Der Vater leidets nicht.

Donnerhans. Suße, rede nicht so dumm. Wie würd' ich ihn denn hergetragen haben, wenn ich ihn wollte laufen lassen.

Suße. Der Vater will aber keinen Menschenraub. Gieb acht, es giebt Lärm, und er sagt euch die Herberge auf.

Donnerhans. Das wird er schon bleiben lassen.

Suse. Ist er nicht Herr hier im Hause? Wenn er euch nun gehen heißt, und nichts mehr mit euch zu thun haben will, he?

Donnerhans. Man sieht, daß du nicht in die Welt gekommen bist. Das kannst du dir doch wohl einbilden, daß er die längste Zeit Lüneburgischer Förster gewesen ist, wenn er mit uns bricht. Er soll sich nicht zu maufig machen.

Suse. Wo kommst du her, armer Knabe?

Dietrich versucht zu sprechen, doch geht es nicht.

Suse. Ja so, du hast ihm die Zunge geknebelt. (Sie befreit ihm davon).

Donnerhans. Was soll das, Suse? — Junge, daß du aber nicht schreist, oder du wirst abgemuckt.

Dietrich. Löset die Stricke von meinen Händen, denn sie schmerzen mich sehr.

Donnerhans. Halt, Jungfer. Das werd' ich selber thun. Nur ein wenig lüften, aber nicht aufbinden. So, damit der Patron keinen Unfug treibt.

Dietrich. So ein großer Mensch sollte sich schämen, sich vor mir zu fürchten, wenn ich die Hände frei habe.

Donnerhans. Fürchten? Dummer Schnack. Du wärst mir auch der, vor dem ich mich fürchtete. Das Weglaufen aber wollen wir dem jungen Herrn verwehren.

Suse. Ihr könntet ihm immer die Hände losbinden. Wohin soll er denn laufen? Ist doch alles zu, ist es doch finster, und er hier unbekannt. Mit den Händen läuft er ja ohnehin nicht sondern mit den Beinen.

Donnerhans. Recht, daß du mich daran erinnerst. Wollen ihm die Beine wieder binden.

Indem wurde draußen gerufen, und Suse ging hinaus. Sie trat gleich nachher mit einem großen Kerl herein, der einen großen Packen unter dem Arme trug. Er warf ihn auf die Ofenbank, und rief: Wollt ich doch, daß alle Tage ein Kaiser nach Lübeck käme. Ein solcher Herr sorgt doch für uns arme Schnapphähne, und schafft uns Gelegenheit, hier und da ein Körnchen aufzupicken. Da schaut mal meinen Magen auf der Ofenbank, Jungfer Suse, wie er gefüllt ist.

Suse. Ja, nur nehmt euch in acht, daß ihr dem Kaiser nicht zu nahe kommt. Sonst möchte er euch die Kehle so enge zuschnüren, daß eurem Magen nach nichts mehr gelüsten möchte.

Draußen erhob sich Hundegebell, und Suse ging abermals hinaus. Sie kam mit einem Manne zurück, der in Begleitung zweier Hunde erschien und durch seine Kleidung leicht als der Förster zu erkennen war.

Guten Abend, oder vielmehr guten Morgen, sprach er, und legte seine Waffen ab. Ist noch niemand weiter zurück?

Suse. Nein, nur Donnerhans und Schlumper.

Förster. Wer ist der Knabe?

Suse erzählte was sie wußte, und Donnerhans half ein. Dem Förster schwellen die Adern vor der Stirn, und er brach endlich los.

Donner und Wetter! Hab' ich nicht gesagt, keinen Menschenraub! He? Und nun doch? Es soll sich um kein Menschenleben handeln, das hab' ich ein für allemal erklärt, sonst bin ich nicht dabei und dulde euch Schufte nicht unter meinem Dache. Ihr habt euer Wort gebrochen, und ich bin nicht an das meinige gebunden. Hinaus mit euch, und nicht wieder über die Schwelle. Der Knabe bleibt hier, ich werde ihn zurückschicken.

Donnerhans. Was? — Ich dachte was mich bisse. Den Knaben hier lassen? Ohne ihn davon gehen? Ohne Geld? Ei so krieg du die Pestilenz, lieber spalt ich ihm auf dem Fleck den Schädel. Der Junge ist mein, ich hab' ihn mir als ein ehrlicher Kerl gestohlen, und ein anderer wird's nicht so leicht nachmachen. Es soll ihn mir keiner anders lebendig kriegen, als wenn er ihn mir abkauft, darauf könnt ihr euch verlassen. Gotts Pipelpapel und kein Ende. Macht mir den Kopf nicht warm, ich sag' euch, macht nicht, daß es bei mir zu donnern anfängt, oder es thut kein gut.

Suse. Vater bedenkt, ihr habt erst vor einem halben Jahre den Heiligen feierlich gelobt, euch mit keinem Menschenblute mehr zu befassen, als ihr den Strohmeier erschossen.

Der Förster. So ist's. Nie wieder einen Handel um Menschenblut. Ich halte mein Gelübde, verlaßt euch darauf.

Donnerhans. Aber Vater Günther, wer will denn Menschenblut? Keiner! — Geld will ich, das soll der Vater hergeben, dann mag er sich seinen Jungen wieder nehmen und ihn meinethalben in den Rauch hängen.

Der Förster. So, und wenn nun der Vater kein Geld giebt, was dann? He?

Donnerhans. Dann? — Nun dann freilich, — — dann ist's seine Schuld.

Der Förster. Nein, nicht seine sondern meine, der solche Vögel beherbergt. Ich sag' euch, laßt die Hand davon. Gut, — das kann man einem nehmen, und es mag unrecht sein, aber man kann es endlich büßen, und Absolution erlangen; aber Blut, das ist mehr, und ich hab's nun einmal gelobt, ich lasse mich nicht darauf ein. Stiehlt und raubt, so viel ihr wollt und schleppt die Beute her und teilt sie, wie es recht ist. Aber Mördern will ich die Thür nicht öffnen.

Donnerhans. Ihr seid jetzt verdammt empfindlich, Vater Günther, und habt besondere Grillen. Waret sonst nicht so. Da sieht man, wie wunderbar das Alter die Leute macht. In des Herrgotts Geboten soll ja das Stehlen eben so gut verboten sein als das Morden, weiß aber der Teufel, ob die Pfaffen diese Gebote nicht gemacht haben.

Suse. Donnerhans, ihr frevelt.

Donnerhans. Na, da mögen mir's die lieben Heiligen vergeben. Aber verlaßt euch darauf, es kostet kein Blut und der Vater läßt sein Kind nicht sitzen. Ein Vater, der seinen Jungen so schmucl kleidet, hält was auf ihn und hat was in die Suppe zu brocken. Da, seht mal, wie nett die Range angezogen ist. Warte, mein Süngchen, die hübschen Kleider müssen wir dir noch abziehen. Der Vater ist ein Ritter, und gewiß kein armer, denn man hört's dem Jungen an der Sprache an, daß er fremd ist, und wer in diesen Tagen nach Lübeck reiste, ist nicht arm. Der Vater zahlt, das ist gewiß, und so ein Biergeld ist nicht wegzumwerfen, an welchem ihr ja auch euer Teil habt. Laßt mich nur machen.

Der Förster. Und wenn er nicht zahlt?

Donnerhans. Da wollen wir morgen darüber sprechen, wenn die andern dabei sind, heute ist's Zeit, sich aufs Ohr zu legen. Komm Jung, mit mir, wir beide schlafen zusammen.

Diese Aufforderung tönte Dietrichen so widerwärtig, daß er bitterlich zu weinen anfing, was er bis dahin noch nicht gethan hatte. Er haßte die Thränen, weil sie seiner Meinung nach ein verzagtes Gemüt anzeigten. Aber die Natur war stärker als sein Vorfaß.

Suse trat ins Mittel. Laßt mir den Knaben, sprach sie, ich kann doch nicht zu Bette gehen, weil die andern noch nicht hier sind, und ich öffnen muß. Er kann sich in mein Bette legen.

Donnerhans. Nichts da, du läßt ihn mir entlaufen, er bleibt bei mir.

Suse. O über die Albernheit! Du weißt, meine Kammer hat kein Fenster, und nur eine Thüre. Verschließ die Thüre, und nimm den Schlüssel mit dir.

Donnerhans. Als ob es keine Nachschlüssel gäbe! — Aber ein Herz von Stahl und Eisen habe ich auch nicht, und im Grunde bin ich ein guter Kerl. Mag sich das Püppchen im Bette pflegen, wie er's gewohnt ist; ich lege mich quer vor die Thüre.

Und so geschah's. Dietrich wurde von Susen in die Kammer gebracht, die Hände wurden ihm gelöst, er zog sich aus und legte sich ins Bett, um den noch kurzen Rest der Nacht zu verschlafen. Donnerhans schleppte sich Stroh vor die Thüre, und Schlumper leistete ihm Gesellschaft.

Der Schlaf des Knaben war unruhig, und wurde oft durch das Gelärme der Heimkehrenden unterbrochen. Erst gegen Morgen war er fester eingeschlafen, da ihn in seinem finstern Winkel die Sonne nicht weckte.

Endlich erwachte er, und sah Donnerhans vor seinem Lager stehen, der soeben seine Kleider für gute Preise erklärte. Glücklicher Weise hatte Dietrich die Unterkleider anbehalten, sonst hätte er völlig nackt nicht einmal aufstehen können. Man trug in jenen Zeiten noch keine Hemden und Strümpfe.

Donnerhans brachte ihm Sacke und Beinkleider eines Bauernknaben aus dem schlechtesten Stoffe, die er anlegen mußte. Auch seine Mütze wurde vertauscht. Sene Kleider eines Bauernknaben reichten nicht wie die seinigen bis unter die Fußsohle, sondern nur bis unter die Kniee, da auf das Barfußgehen gerechnet war. Er mußte deshalb mit bloßen Beinen in seine kurzen Stiefeln fahren. Darauf führte er ihn in das gestrige Zimmer.

Hier lagen die Tische voll gestohlener Kleidungsstücke und anderer Sachen, welche die Gauner in Lübeck sich angeeignet hatten. Fünf bis sechs Kerle besahen sie und unterhielten sich über ihren Wert. Der Förster saß in einem Großvaterstuhl, und Susse ging ab und zu.

Sie brachte ihm eine Morgensuppe und ein Stück hartes Brot, und nötigte ihn zu essen. Es schmeckte dem Knaben besser als zu erwarten war.

Donnerhans zog den Hackmichel herbei, und band ihm den Knaben auf die Seele, weil er jetzt gehen wolle, um den Zettel zu besorgen. Hackmichel setzte sich zu Dietrich und versuchte zu ihm freundlich zu sein. Dietrich glaubte an der Stimme den Gefährten des Donnerhans zu erkennen, der ihn binden half. Seine Freundlichkeit machte daher auf ihn keinen besonderen Eindruck.

Dietrich hatte durch die körperliche Erholung wieder mehr Mut bekommen. Was über ihn beschlossen war, wußte er nicht. Aber soviel war ihm klar geworden, daß das Weglaufen das Gescheiteste sein würde, was er thun könnte. Vor allem kam es darauf an, sich draußen umzusehen, und da sein Wächter sich so freundlich stellte, forderte er ihn unter einem Vorwande, den dieser nicht zurückweisen konnte, auf, mit ihm hinauszugehen.

Es geschah, aber nur bis dicht vor die Thüre führte ihn sein Wächter. So lange er sich auch zu verweilen suchte, so bemerkte er doch nichts weiter, als einen hohen Zaun, der das ganze Gebäude umgab und dicht verschlossen war. Ringsum herrschte die tiefste Ruhe. Zuweilen rasselte die Kette des Hofhundes in der Hütte. Die Bäume des Waldes flüsterten leise und in der Ferne gurrte eine Waldtaube.

Nur in einer Ecke lag ein Haufen Reisig, der jedoch nicht zu besteigen schien. Wie es hinter dem Hause aussah, war nicht zu erspähen, und Dietrich hielt es nicht für geraten, seinen Wächter argwöhnisch zu machen.

Sie kehrten wieder in das Haus zurück. Nachdem Donnerhans eine gute Stunde abwesend gewesen, kam er wieder, und hatte einen Zettel in der Hand. Da bin ich, rief er, und hier ist der Zettel, darauf steht's geschrieben. Die alte Müllersche wird gleich hier sein, und soll ihn nach Lübeck tragen. Hundert Schock böhmische Groschen. Aber wie gesagt, den dritten Teil kriegen ich, die Hälfte von einem dritten Teile der Hackmichel, und das Übrige teilen sich die andern, dabei bleibt's. Ihr, Vater Günther, seid Zeuge.

Der Förster. Schlecht genug von euch, daß ihr mich in einer solchen Sache zum Zeugen aufruft, da ihr nicht Wort gehalten habt. Mags nun gehn, wie es will, wenn wir auch verraten werden.

Donnerhans. Alle Wetter! Wie meint ihr das?

Der Förster. Wenn der Knabe zurückgegeben ist, meint ihr denn, daß man nicht nachsuchen wird, in welchem Garne sich der Vogel gefangen?

Donnerhans. Nachsuchen? Hm! — Weiß denn der Bursche, wo er jetzt ist?

Suse. Wie sollt er das wissen. Ist er doch fremd im Lande.

Der Förster. Blutgeld schreit gen Himmel, und der Verräter schläft nicht. Mit gestohlenem Gut ist's eine andere Sache. Das schreit nicht; ich will an eurem Gelde keinen Teil haben.

Donnerhans. Meinetwegen. Macht euch jedoch keine Sorge. Sie haben jetzt in Lübeck mehr zu thun, als wegen eines kleinen Jungen viele Umstände zu machen. Was ist's denn nun mehr? Wer weiß, wie oft sein Vater es schon auf dieselbe Weise gemacht hat.

Der Förster. Ja, in einer ehrlichen Fehde einen fangen und dann schätzen, das ist eine andere Sache.

Donnerhans. Wer keine Gewalt anwenden kann, braucht List, das ist der ganze Unterschied. Doch wozu die vielen Worte. Ich geh' in der Nacht und hole mein Geld, und morgen führe ich den Jungen bis gegen Lübeck, und laß ihn laufen.

Der Förster. Nimm dich in acht, daß man dich dabei nicht kappt.

Donnerhans. Ho ho! Das wird man bleiben lassen. Man weiß, daß das nichts hilft. Denn kein Geld, keinen Jungen.

Ein altes Weib meldete sich. Donnerhans ging hinaus, händigte ihr den Zettel ein und kehrte dann zurück.

Es kamen ab und zu fremde Kerle, und hatten ihren Verkehr mit dem Förster oder den übrigen uns schon bekannten Personen.

Man schritt endlich zum Mittagessen, das dürftig genug war, und ohne alle Umstände von jedem eingenommen wurde, wo er sich gerade befand. Auch Dietrich erhielt durch Susse sein Theil, und der Hunger würzte die Kost. Dafür war das Bier um so besser.

Bald nach Tische zogen die Männer fast alle ab, auch der Förster. Nur Donnerhans, Hackmichel und Susse blieben zurück. Nach einigen Stunden hatte Donnerhans keine Ruhe mehr. Ich muß nach Lübeck, sprach er, und vorläufig sehen, welche Anstalten gemacht werden. Geht alles gut, so bin ich ein paar Stunden nach Mitternacht wieder hier, und dann kimperts. Man kann indessen doch nicht wissen, wie der Teufel sein Spiel treibt. Sollte ich morgen um diese Zeit nicht hier sein, dann ist's nicht richtig. Dann, Hackmichel, dann nimm den Jungen mit dir in den Wald, und — (mit der Pantomime des Halsabschneidens hinter Susse) — und laß ihn laufen. Dietrich hatte den Sinn der Worte wohl begriffen.

Er ging. Dietrich stieg auf einen Schemel und legte den Kopf an das kleine Fenster, welches innerhalb des größeren geöffnet war, dessen runde gegossene Scheiben keine Durchsicht gestatteten, wenn sie auch dem Lichte den Durchgang nicht verwehrten. Deshalb war ein Guckfenster angebracht, das sich leicht öffnen ließ und im Sommer stets offen stand. Hackmichel saß nicht weit davon hinter dem Tische und einer Kanne Bier in tiefem Sinnen, die Augen fest auf Dietrich geheftet. Susse griff auf der Ofenbank nach der Spindel, und fing an, sie zu drehen. Sie schien einen höchst langweiligen Nachmittag abspinnen zu wollen, und bald zeigte ihre wankende und nickende Bewegung, daß sie vor dem Eingange in das Land der Träume stand. Nur die um Dietrichs Kopf summenden Fliegen unterbrachen die tiefe Stille.

Plötzlich schlug der Hofhund stark an und wollte sich nicht wieder zufrieden geben. Gleich darauf wurde mehrmals gegen die Hofthür gepocht. Susse ermunterte sich und ging hinaus zu öffnen. Nachdem sie zur Pforte hinausgesehen, machte sie Anstalt, den Thorweg zu entriegeln. Dietrich lauschte aufmerksam, denn es schien ihm, als ob etwas zu Benutzendes sich vorbereite.

Der Thorweg war geöffnet. Ein terminierender Bettelmönch mit Quersack und einem Esel, zu dessen beiden Seiten Körbe hingen, und der deshalb durch die gewöhnliche schmale Thüre nicht einpassieren konnte, zeigte sich, und mühte sich ab, seinen Esel auf den Hof zu treiben, wozu dieser aber nicht die mindeste Lust zu haben schien. Er stemmte sich, so sehr er es vermochte und schlug hinten aus, wahrscheinlich des

Hundegebelles wegen. Endlich erschien noch eine Bauersfrau mit einem Jungen, beide mit Kiepen auf dem Rücken und ihren vereinigten Anstrengungen gelang es, den Esel auf den Hof vor dem Hause zu bringen. Man ließ ihn vor der Hausthür stehen, und Dietrich bemerkte mit freudiger Bestürzung, daß der Thorweg offen blieb.

Der Mönch trat in die Stube mit Susen. Gelobt sei Jesus Christ, sprach er, und ohne den Gegengruß: in Ewigkeit, zu beachten, fuhr er fort: Gute Tochter, hast du einen Krug Bier für einen alten Diener Gottes und einige Lebensmittel für sein Kloster, so wird's dir der heilige Franciscus zeitlich und ewiglich gesegnen. Er setzte sich sodann ohne weiteres zu Hackmichel, ohne Dietrich zu beachten, und fing mit diesem an, über den Empfang des Kaisers in Lübeck zu sprechen, indem er ihn mit großer Neugier fragte, wie es dabei hergegangen. Er war sehr redselig und sprach sehr lebhaft. Die Bauersfrau war mit ihrem Knaben ebenfalls in die Stube getreten, und beide stellten ihre Kiepen auf die Erde. Sie trugen Speck, Käse, Butter, Würste und andere Lebensmittel auf dem Lande umher, an welchen es in kleinen Wirtschaften leicht gebricht, und Susse war beschäftigt, mit der Frau einen Handel zu machen. Der Knabe, von der Größe Dietrichs, stand daneben, und horchte teilnehmend zu. Es war offenbar Mutter und Sohn. Er hatte nur eine Unterjacke an; seine Oberjacke hatte er der Wärme wegen ausgezogen und über seine Kiepe gedeckt.

Der Handel war endlich geschlossen, und Susse verlangte, daß die Frau die Kiepe nach dem Hinterzimmer bringen und die gekauften Sachen hier auspacken sollte. Mutter und Sohn saßen gemeinschaftlich an, und trugen sie hinaus. Susse begleitete sie.

In diesem Augenblick rief Dietrich am Fenster: der Esel ist ausgerissen. Der Mönch sprang auf und zum Fenster, er drängte Dietrich zurück, blickte hinaus und sprach ängstlich zu Hackmichel: O lieber Sohn, du bist nicht so müde als ich, erwirb dir einen Gotteslohn und hol mir den Esel wieder. Dem Thier verlangts mehr nach dem Kloster wie mich. Lauf schnell, der heilige Franciscus stehe dir bei.

Hackmichel hatte sich schnell erhoben und war schon hinaus, als der Vater, ihm folgend, ihm die letzten Worte vor der Thür nachrief. Dietrich benutzte den Moment. Rasch zog er seine graue Jacke aus, und die blaue des Knaben an, indem er seine an die Stelle legte. Dann drückte er die Mütze auf den Kopf und sprang hinaus.

Er warf einen schnellen Blick rechts, wo der Esel hingelaufen war, und sah Hackmichel in der Ferne, dessen Kopf soeben hinter einer Erhöhung des Weges verschwand. Schnell bog er links ein und suchte das dickste Gebüsch auf, das er finden konnte, indem er möglichst bemüht war, die eingeschlagene Richtung beizubehalten. Was seine Kräfte und

die Unebenheit des Bodens nur zuließen, leistete er, bis er endlich, von Schweiß triefend und ohne Atem genötigt war, etwas langsamer zu gehen. Er lief, ohne irgend einen Weg, einzig und allein zunächst sich von dem gefürchteten Hause so weit als möglich zu entfernen. Zwar hatte er einmal einen Fußsteig durchkreuzt, allein er fürchtete, auf ihm einem der Bande zu begegnen, und folgte ihm nicht.

Schon mochte er in dieser Richtung eine halbe Stunde fortgerannt sein, als der Wald sich zu lichten begann. Bald nachher stand er am Saume eines breiten Moors, das sich vor ihm ausdehnte. Über dasselbe zu gehen, schien in zwiefacher Hinsicht gefährlich. Er wollte es deshalb umgehen, und schritt am Rande hin. Aber es zog sich weit fort, und endlich gelangte er an einen ziemlich breiten Fluß, über welchen nicht hinüber zu kommen war. Nachdem er eine Zeit lang an ihm entlang gegangen war, überzeugte er sich, auf diesem Wege nicht weiter kommen zu können und entfernte sich von ihm, indem er sich links in den Wald zog. Endlich lichtete sich der Wald wiederum etwas, und in der Entfernung von einigen hundert Schritten lag ein Haus.

Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er gewahr wurde, daß es eben das Haus sei, dem er vor etwa drei Viertelstunden entsprungen war. In diesem Augenblicke öffnete sich der Thorweg, und der Pater trieb seinen Esel heraus. Dietrich gewahrte, daß der Pfad, den er einschlug, nahe an seinem Standorte vorüberführte.

Rasch sprang Dietrich zwischen die Gebüsche und in der Richtung des Weges vorwärts. Nachdem er sich weit genug entfernt hatte, um das Haus nicht mehr zu sehen, überlegte er, was zu thun sei und beschloß endlich das Wagnis, sich dem Mönche anzuschließen. Kaum durfte er fürchten von ihm verraten zu werden, auch war es nicht wahrscheinlich, daß man ihn von des Mönches Seite reißen würde. Er bog daher in den Weg ein, und ging so langsam, daß der Mönch ihn einholen mußte. Nach einer Viertelstunde waren beide beisammen. Wohin des Weges, mein Sohn? rief der Pater.

Dietrich. Nach Lübeck, guter Vater.

Der Mönch. Auf diesem Wege nach Lübeck? Woher kommst du denn?

Dietrich. Von Quitzhövel.

Mönch. Hab ich doch den Namen niemals gehört. Das ist wohl nicht in der Nähe?

Dietrich. Nein, und ich weiß daher nicht, ob ich auf dem rechten Wege bin.

Mönch. Ja, das wissen die Menschen, wenn sie nicht im Kloster leben, selten. Aber die Klosterleute sind bestimmt, andern den Weg zu zeigen. Drum komm nur mit, mein Sohn, wir kommen auf einen

Weg, der gerade nach Lübeck führt. Aber du gehst so allein nach Lübeck?

Dietrich. Warum nicht. Wer wird mir was thun?

Mönch. Nun höre mein Sohn, allzu sicher ist es in dieser Gegend nicht. Da in dem Hause, wo ich gewesen bin, und an dem du wohl vorbei gekommen bist, schien auch nicht alles richtig zu sein. Ich habe nur nicht recht dahinter kommen können. Aber es war einer wegelaufen, der auch wohl nicht dahin gehörte.

Dietrich. Wer war es denn?

Mönch. Ja, wenn ich das wüßte! — Ich konnte aus dem Menschen nichts herauskriegen. Er fluchte nur, sah ganz verstört aus, und sprang dann fort.

Dietrich. Der Weggelaufene?

Mönch. Nein, der andere, der ihn wohl verwahren sollte. Vielleicht begegnen wir ihm noch, dann will ich ihn dir zeigen.

Diese letzte Nachricht war Dietrich sehr unangenehm, so lieb es ihm auch war, von dem Mönche nicht erkannt zu werden. Er konnte es nicht lassen sich oftmals umzuschauen.

Mönch. Wonach siehst du dich so viel um?

Dietrich. Ihr habt mich bange gemacht, guter Vater. Wenn nun wir hier aufgefangen würden?

Mönch. O nein, wir sind sicher. Die Diener der Kirche sind nicht anzutasten, ohnehin ein Bruder von einem so armen Orden, als der unserige. Und doch ist er der beste, denn das Terminieren ist eine angenehme Sache, besonders im Sommer.

Der Mönch hörte sobald noch nicht auf, seinen Orden zu loben, und wenn auch seine Neugier oft Dietrichen in Verlegenheit setzte, so baute sie sich immer durch seine Redseligkeit sofort ihren eigenen Damm. Dietrichs aufmerksames Zuhören hatte zuletzt sein ganzes Herz gewonnen. Da ertönte in der Ferne ein eigenes Geklingel von Peitschenknallen unterbrochen, und geradeaus des Weges sah man einen Frachtwagen vorüberfahren, dem ein zweiter, dritter und so fort folgten.

Das trifft sich gut, sprach der Mönch, und schlug seinen Esel. Spute dich, mein Süsschen, daß wir hinkommen, da fährt eben ein Zug Frachtwagen nach Lübeck. Man schritt zu, und bald befand man sich auf der Landstraße und beeilte sich nun, den Zug einzuholen. Nach kurzer Zeit hatte man die den letzten Wagen begleitende Mannschaft erreicht.

In jenen Zeiten fuhren die Frachtwagen fast niemals einzeln sondern stets in ansehnlicher Zahl. Die Frachtfuhrleute teilten sich in zwei Teile, deren einer beim ersten, der andere beim letzten Wagen blieb,

um gegen Angriffe einigermaßen gerüstet zu sein, weshalb auch der erste und letzte Wagen die nötigen Waffen enthielten.

Der Vater bat die Fuhrleute, seinen jungen Schützling mit nach Lübeck zu nehmen, und ihn sich empfohlen sein zu lassen. Sie fanden sich willig und er erteilte ihnen seinen Segen und lenkte seitwärts vom Wege ab, indem er Dietrichen noch besonders segnete.

Dies schnitten die schweren Wagen in den Sand ein, und nur im langsamen Schritte bewegte sich der Zug vorwärts. Bald trat man aus dem Walde, und die Türme von Lübeck lagen vor ihnen, die Sonne ging eben unter.

Dietrichen klopfte das Herz bei diesem Anblick, und seine Sehnsucht hätte gern die riesigen Wagen beflügelt. Sein Herz eilte weit den langsam schreitenden Beinen voraus.

Schon glänzte eine ziemliche Zahl von Sternen am Himmel, als man die einzeln gelegenen Häuser des nahe vor Lübeck liegenden Dorfes Kahlhorst erreichte. Die Feuer in den Kaminen hatten bereits seit längerer Zeit traulich durch die Fenster in die Ferne geleuchtet.

Plötzlich fühlte sich Dietrich ergriffen, und die Augen wurden ihm zugehalten. Er schrie laut auf, doch im nämlichen Augenblicke freischte er vor Freude, denn Dietrich Schwalbe, seines Vaters Knecht, hielt ihn in seinen Armen und gebärdete sich ganz närrisch vor Vergnügen. Dietrich dankte den Fuhrleuten und ging mit dem Knechte auf die Seite, um ihm kurz zu erzählen, wie es ihm ergangen. Nur erst hier ins Haus, rief Dietrich Schwalbe, wir dürfen uns hier draußen nicht lange zeigen, Er zog ihn hinein, und in der Stube fand er noch zwei Knechte seines Vaters, die mit freudigem Schreck ihm entgegen sprangen. Wir sind auf der Jagd, sprach Schwalbe, euer Herr Vater ist auch hier, aber wir werden jetzt nicht zu ihm kommen können.

Da erscholl der Ton eines Hornes. Nun ist's Zeit, rief Schwalbe, Junker nun kommt, aber ganz still und immer dicht neben mir, wir wollen eure Räuber fangen. Nun soll es noch einmal so gut gehen.

Die Knechte schritten sacht zur Thür hinaus und so leicht wie möglich durch das finstere Dorf bis zum Ende desselben gegen Lübeck hin. Zwischen hier und Lübeck, dessen Mühlenthor etwa 500 Schritte entfernt war, erhob sich auf niedrigem Hügel ein Crucifix. Rechts lagen noch mehrere vereinzelt Häuser. Die Knechte schlichen sich in die nächsten Gehöfte, und schauten behutsam über die Zäune nach dem Crucifix hin.

Es war sternhell, und obgleich man niemanden erkennen konnte, so war es doch möglich, sobald die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, zu bemerken, ob jemand auf dem freien Felde ging oder stand. Niemand sprach ein Wort. Von Zeit zu Zeit kamen

Leute aus der Stadt des Weges daher und begrüßten vorübergehend das Crucifix, einige knieten auch davor nieder und gingen nach kurzem Gebete weiter.

Es wurde immer dunkler, und Dietrich hatte nur so viel begriffen, daß man das Crucifix genau bewachte. Er ließ es, durch eine Lücke im Zaune beobachtend, ebenfalls nicht aus den Augen. Doch schien sich die Sache lange hinzuziehen; denn schon hörte man die Wächter in der Stadt die zehnte Stunde abrufen. Ringsum trat immer größere Stille ein, und in den Bauerhütten war das Feuer längst erloschen. Man hörte ein fallendes Blatt.

Diese ängstliche gespannte Stille mochte wieder eine halbe Stunde gedauert haben, da schien es, als ob eine menschliche Gestalt quer über das Stoppelfeld dem Crucifix zuwanke. Sie stand von! Zeit zu Zeit horchend still. Mitunter war es, als ob sie verschwände. Endlich gewahrte man sie, wie sie gebückt das Crucifix umschlich und umher tappte. Da erscholl wieder ein Ton des Hornes, und augenblicklich sprangen die Knechte über den Zaun. Von allen Seiten stürzten sie auf das Crucifix zu. Indessen war der Kerl in demselben Moment, wo er das Horn hörte, aufgesprungen und pfeilschnell davon gerannt. So sehr sich die Knechte mühten, behielt er doch seinen Vorsprung, indem er den Weg seitwärts über das Feld zurückgenommen, den er gekommen war. Aber er fiel, und ehe er sich aufgerafft hatte, ward er festgehalten und gleich darauf umringt. An Entkommen war nicht mehr zu denken. Man band ihm die Hände auf den Rücken, und die Beine in der Weise, daß er nur kurze Schritte machen konnte. Dietrich, der nicht so schnell hatte folgen können, erreichte jetzt den Haufen.

Ein Knecht hatte eine mitgebrachte Fackel angezündet, und Ritter Cuno trat auf den Räuber zu.

Cuno. Wo hast du, Kerl, den Knaben, den du geraubt hast?

Donnerhans. Wer sagt euch, daß ich einen Knaben geraubt habe? Warum überfallet ihr mich? Was wollt ihr von mir?

Cuno. Ohne viel Umstände; hast du nicht das Geld am Crucifixe dort geholt?

Donnerhans. Was weiß ich von euerem Gelde. Ich habe kein Geld. Zeigt mir doch, wo ich's habe?

Er hatte in der That nichts. Cuno ließ es suchen, und der Beutel wurde nicht weit vom Crucifixe gefunden, wo es der Räuber offenbar hingeworfen hatte, um leichter zu entkommen. Er wollte nun das Geld dort zufällig entdeckt haben, von dem Zettel und dem Knabenraub aber nichts wissen.

Cuno. Nun denn, so muß man dir in der Stadt die Künste abfragen. Führt ihn zum Thore.

Donnerhans. Was wird euch das helfen. Habt ihr einen Knaben verloren, werdet ihr ihn dadurch nicht wieder bekommen, daß ihr einen armen unschuldigen Kerl quält.

Cuno. Morgen wird sich das Übrige finden; führt ihn fort.

Donnerhans. Halt! Ich will's nur gestehen; ich weiß, wo der Knabe ist; daraus folgt aber nicht, daß ich ihn gestohlen habe. Soviel aber ist gewiß, daß, wenn ihr mich nicht laufen laßt, und ich nicht noch heute zu Hause komme, der Knabe morgen nicht mehr lebt. Darum haltet mich nicht auf, wenn ihr es mit dem Knaben gut meint. Jeder versäumte Augenblick kann ihm den Tod bringen, und er wird nicht wieder lebendig, wenn ihr mich auch martern und hängen lasset.

Cuno wurde schwankend und verlegen. Wo ist der Knabe, rief er.

Donnerhans. Gut verwahrt und bewacht an einer Stelle, wo ihr ihn nimmer finden werdet, am wenigsten, wenn ihm die Kehle abgeschnitten und er eingebuddelt ist. Aber keine Marter wird mich dahin bringen, die Stelle zu verraten. Hofft nicht ihn anders wieder zu kriegen, als wenn ihr mich mit dem Gelde laufen lasset. Seht, der Mond geht schon unter, und es ist keine Zeit zu verlieren. Ich sage euch, ich muß noch in dieser Nacht sein Gefängnis erreichen, sonst lebt er morgen nicht mehr. Habt doch ein menschliches Herz, wenn auch nicht gegen mich, obgleich ich euch nichts zu Leide gethan, so doch gegen euer Kind.

Dietrich wollte sich zu seinem Vater drängen, aber Schwalbe hielt ihn zurück und flüsterte: Noch nicht!

Cuno. Und welche Gewißheit giebst du mir, daß ich mein Kind zurückerhalte, wenn ich dich laufen lasse?

Donnerhans. Wenn ihr mich mit dem Gelde laufen lasset, bringe ich euch morgen selber den Knaben, dafern ihr mir euer ritterliches Wort gebet, daß ich es sonder Gefährde thun kann.

Cuno. Das sollst du erhalten, und ich verspreche dir, es soll dir nichts geschehen, wenn ich mein Kind wieder bekomme. Das Geld aber erhältst du erst, wenn du mir den Knaben wieder bringst. Wann denkst du hier zu sein?

Donnerhans. Morgen um Sonnenuntergang hier auf der nämlichen Stelle.

Cuno. Zugestanden. Bindet ihn los und laßt ihn laufen.

Halt, schrie Dietrich Schwalbe, übereilt euch nicht, Herr Ritter, der Spitzbube kann seine Beine schonen. Da, hier habt ihr, wonach euer Herz sich sehnt.

Dietrich flog an seines Vaters Brust, der anfangs in seiner Kleidung ihn nicht wieder erkannte, und ihn dann sprachlos ans Herz drückte. Bewundert standen die Knechte, und staunten ihn an, wie eine

Geistererscheinung, kaum wissend, ob sie ihren Sinnen trauen sollten. Vielleicht hätte der Gauner die allgemeine Überraschung benutzt, wäre er selber nicht so erschrocken gewesen, daß er an allen Gliedern zitterte. Vergebens würden wir es versuchen, die Freude des Vaters zu malen, vergebens die des Sohnes zu schildern. Endlich machte sich das Gefühl in Worten Luft, und bald war Ritter Cuno von der Hauptsache unterrichtet.

Donnerhans hatte endlich auch wieder Worte erhalten und brach in einen Strom gräßlicher Verwünschungen aus.

Cuno wandte sich endlich zu ihm, mit den Worten: Wie nun, Schuft? — Du bist also doch der Räuber meines Kindes? Was meinst du wohl, daß mit dir nun geschehen werde?

Donnerhans. Verfluchte Geschichte. Herr ihr müßtet Mitleiden haben mit einem armen Teufel, der erst Pardon erhält, und dem gleich darauf der Galgen gezeigt wird, und wenn ihr ein steinern Herz im Leibe hättet.

Cuno. Kann ein Mensch wie du von Mitleiden sprechen? In Lübeck werden sie dir sagen, was du verdient hast. Führt ihn fort.

Donnerhans. Verflucht, daß ich nicht that, wie der alte Günther sagte. Aber halt, Herr Ritter, — wie ist mir denn? Ihr brecht euer Wort.

Cuno. Wie das?

Donnerhans. Ihr habt gesagt: es soll mir nichts geschehen, wenn ihr euer Kind wieder bekommt. Jetzt habt ihr es ja.

Cuno. Habe ich die Worte gesagt?

Die Knechte. Ja, Herr Ritter.

Donnerhans. Ein ehrlicher Ritter hält sein Wort.

Cuno. Daran sollst du mich nicht zweimal mahnen, und ein klügeres Wort ist noch nicht aus deinem Munde gekommen. Es rettet dir den Hals. Bindet ihn los und laßt ihn laufen; aber komm mir nicht zum zweiten Male unter die Klinge.

Ritter Cuno wandte sich mit Dietrich unter Voraustritt des Fackelträgers der Stadt zu. Die Knechte banden Donnerhans Beine und Hände los, zogen ihm einige Hiebe über den Rücken, und dieser lief, was seine Beine laufen konnten.

In der Herberge und bei Cunos Freunden erregte das Wiedererscheinen Dietrichs eine große Freude. Cuno beschenkte seine und die Putlitzschen Knechte, die dabei geholfen, sehr ansehnlich, und gab am nächsten Abend seinen Freunden ein stattliches Bankett in der Herberge.